

BUZZWORD



Was sind schon 20 Euro? Oder besser gesagt 2000 V-Bucks. V-was? Wer zockt, der zahlt oft schon lange nicht mehr mit schönen Euros, der greift in sein virtuelles Portemonnaie, um ein fettes Bündel nicht minder virtueller Scheine – oder wie eben im Falle des Megagames „Fortnite“ – V-Bucks zu ziehen. Um dann so spektakuläre Dinge wie einen überdimensionalen Bären am Herzenballon (Gleiter), einen coolen Tanz „Sexy Schräglage“ oder einen hippen Skin, also eine Art neue Identität, zu kaufen. Da werden aus muskelbepackten Kriegern im pragmatischen Kampfanzug binnen Sekunden wahre Amazonen. Die obendrein, ausgestattet mit üppigen weiblichen Attributen, der jungen Lara Croft alle Ehre machen. Stillecht „Fortnite“ zocken bedeutet eben auch, sein Equipment entsprechend um ein paar – zumeist recht teure – Accessoires aufzustocken. Wer Eindruck beim Gegner schinden will, der muss tief in die V-Buck-Tasche greifen. Neue Leckerlis warten Tag für Tag im prall gefüllten „Fortnite“-Shop. Und da kommen die V-Bucks ins Spiel. Was für ein Dilemma: Erklären Sie als Nichtzocker und entnervte Mutter angesichts der Obsession, die mit diesem Spiel einhergeht, einem zwölfjährigen „Fortnite“-Junkie mal, dass es alles andere als normal ist, sein angespartes Taschengeld (ebenjene 20 Euro) in „zwei Tänze und einen coolen Skin“ zu investieren. Und, als wäre das nicht schlimm genug, dafür obendrein bis Weihnachten auf sämtliche Euros zu verzichten, nur damit es auch künftig auf dem V-Buck-Konto klingelt. Angefacht wird die Diskussion durch das justament gut be-v-buckte Konto des mitzockenden Kumpels. Der Kampf um den Sinn und Unsinn von V-Bucks dürfte in vielen Familien toben. Sei es drum. Ich werde den Fight hinter dem Fight weiterführen und irgendwann für mich den „epischen Sieg“ verbuchen, wie er sonst nur der gegnerischen Seite in der digitalen Welt vergönnt ist. Darauf ein Tänzchen, ein analoges. Kostenlos, ganz ohne V-Bucks – auch wenn es am Ende „Zahnseide“ ist. *Carolin Burchard*

APPS & GADGETS

Auf dem richtigen Pfad unterwegs

Ob eine Tour mit dem Rad oder gar zu Fuß: Die App Komoot soll die Planung erleichtern. Am PC oder auf dem Smartphone können Nutzer Routen anlegen, Zwischenstopps einfügen und sich Zusatzinformationen wie die Zahl der Höhenmeter oder die Wegequalität anzeigen lassen. Unterwegs funktioniert Komoot wie ein Navigationsgerät – auch ohne Internet. Wer nicht selbst planen möchte,



kann außerdem auf ein umfangreiches Repertoire an Routen zurückgreifen.

Wenn die Banane zur Leertaste wird

Ein Computer wird mit Tastatur und Maus gesteuert? Nicht zwangsweise, sagen die Macher von Makey Makey. Sie haben ein Kit auf den Markt gebracht, mit dem sich jeder leitfähige Gegenstand in eine Taste verwandeln lässt. Einfach den mitgelieferten Controller per USB anschließen und die Kontakte beispielsweise an eine Banane anschließen – schon funktioniert diese als Leertaste. Für Experimentierfreudige bietet



Makey Makey auf seiner Homepage zahlreiche weitere Ideen.

So sicher sind Whatsapp und Co.

Von wegen keiner lauscht mit: Wer sich heute kurz austauschen will, wickelt einen Großteil seiner Kommunikation über Messenger ab – wie gut die Informationen verschlüsselt sind, hängt vom Anbieter ab



Facebook-Messenger

Wer über Facebook mit Freunden chatten will, kommt um den hauseigenen Facebook-Messenger kaum herum. Weltweit nutzen 1,3 Milliarden Menschen aktiv den Nachrichtendienst. Neben der Möglichkeit, sich mit einer oder mehreren Personen über Textnachrichten auszutauschen, sind auch Sprachanrufe und Videochats möglich. Laut Unternehmensangaben sind 200 000 Chatbots im Messenger aktiv. Die App lässt sich auf dem Smartphone auch unabhängig von der Facebook-App installieren und nutzen. In einigen Ländern wird derzeit ein Bezahlsystem über den Facebook-Messenger getestet.



FOTO: CLIQUEIMAGES/UNSPLASH

Von Lisa Stegner

Facebook und Whatsapp gehören nach wie vor zu den beliebtesten Messengerdiensten. Mit 1,5 Milliarden Nutzern weltweit rangiert Whatsapp, das seit 2014 zu Facebook gehört, sogar noch vor dem Nachrichtendienst des Mutterkonzerns. Doch immer wieder gibt es Sicherheitsbedenken von Datenschützern.

Während Whatsapp immerhin eine standardmäßige Verschlüsselung bietet, muss diese beim Facebook-Messenger erst manuell über die Funktion „geheime Unterhaltung“ aktiviert werden. „Whatsapp selbst nutzt seit einiger Zeit eine von Experten weithin als sehr sicher eingestufte Ende-zu-Ende-Verschlüsselung für die Kommunikation“, erklärt Stephan Dörner, Onlinechefredakteur des Fachmagazins „t3n“. „Gegen Mitlauschen durch Dritte – inklusive Whatsapp selbst – sind die Konversationen daher sehr gut gesichert. Die Probleme bestehen im Bereich der Kontaktdaten und anderer sensibler Metainformationen.“ Whatsapp greift etwa auf die Kontakte des eigenen Telefonbuchs zu und teilt diese rechtswidrig mit dem Betreiber Facebook. Außerdem findet ein Datenaustausch statt.

Rechtliche Probleme im beruflichen Kontext

Während dies im privaten Bereich zumindest kein rechtliches Problem darstellt, sieht es bei der beruflichen Nutzung anders aus. „Wer Whatsapp beruflich einsetzt, sollte sich bewusst sein, dass der Einsatz gegen die seit Mai wirksam gewordene Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO) verstößt, sofern der Nutzer nicht jeden einzelnen Kontakt im Telefonbuch um Erlaubnis fragt, die Daten mit Whatsapp zu teilen“, erläutert Dörner.

Einige Unternehmen entwickeln deshalb sogar eigene DSGVO-konforme Messenger oder soziale Netzwerke

für den beruflichen Gebrauch, etwa Stashcat oder Just Social. Als lohnende Alternative zu Facebook und Whatsapp empfiehlt der Experte die Messenger-App Signal, deren Verschlüsselungstechnologie auch von den beiden großen Anbietern genutzt wird: „Wenn es um die Aspekte Datenschutz und sichere Kommunikation geht, ist der Open-Source-Messenger Signal sicher die beste Lösung.“ Leider sei die Software wenig verbreitet, sodass man das eigene Umfeld gleich mit überzeugen muss, darauf zu setzen.

Ein guter Kompromiss aus Datenschutzfreundlichkeit, gegen Mitlauschen gesicherte Kommunikation und Beliebtheit sei die Schweizer Messenger-App Threema. „Die App kostet Geld und ist keine Open-Source-Software. Die Ende-zu-Ende-Verschlüsselung wurde von dem Unternehmen

Threema

Rund 4,5 Millionen Menschen nutzen den kostenpflichtigen Messengerdienst des in der Schweiz ansässigen Unternehmens. Die Registrierung erfolgt über einen zufällig generierten Code; die Angabe einer Telefonnummer oder E-Mail-Adresse ist nicht erforderlich. Sicherheitsschlüssel zwischen Chatpartnern können per QR-Code ausgetauscht werden. Alle Kommunikationsformen – ob Sprachanrufe, Gruppenchats, Medien, Dateien oder Statusmeldungen – sind standardmäßig Ende-zu-Ende-verschlüsselt. Die App kostet 2,99 Euro im Google Play Store und 3,49 Euro im App Store.



Probleme bestehen im Bereich der Kontaktdaten und anderer sensibler Metainformationen.

Stephan Dörner,
Onlinechef bei „t3n“

aber extern einer Überprüfung unterzogen und Threema speichert nach eigenen Angaben nicht mehr als nötig“, sagt Dörner. Von dem ebenfalls beliebten Messenger Telegram rät Dörner dagegen ganz klar ab. „Das Unternehmen dahinter ist intransparent, nur ‚Geheim-Chats‘ sind in der App Ende-zu-Ende-verschlüsselt und selbst da kommt ein Algorithmus zum Einsatz, der von Kryptexperten nicht geprüft und als sicher eingestuft wurde.“

Signal

Bekanntester Nutzer des Signal-Messengers ist der US-amerikanische Whistleblower und frühere CIA-Mitarbeiter Edward Snowden. Die Verschlüsselung erfolgt über das Ende-zu-Ende-verschlüsselte Signal-Protokoll, das frei zugänglich ist und erstmals 2010 unter dem Namen TextSecure veröffentlicht wurde. Auch Facebook und Whatsapp verwenden das Signal-Protokoll. Wie bei Threema sind alle Kommunikationsformen – ob Nachrichten,



Fotos, Videos oder Videoanrufe – standardmäßig verschlüsselt und können bei Bedarf manuell neu verschlüsselt werden.

Sturm der Liebe statt Shitstorm

Eine neue Initiative gibt Tipps, wie Zivilcourage im Internet funktionieren kann

Von Christoph Höland

Hatespeech, also hasserfüllte Inhalte, sind im Netz gang und gäbe. Die Berliner Initiative Love-Storm will das ändern und gibt Tipps, wie Nutzer in Foren und Kommentarspalten den Hass bremsen können.

Gegründet vom Bund für Soziale Verteidigung, dem Fachverband der deutschen Friedensbewegung, soll Love-Storm dem Hass im Netz etwas entgegensetzen. Und zwar digitale Zivilcourage, mit der Nutzer das Netz „von den Hetzern zurückerobern können“, wie es Gründer Björn Kunter formuliert.

Dabei sei Hetze nicht gleich Hetze, betont Love-Storm-Trainerin Katherine Arp. Vielmehr gebe es unterschiedliche Arten von Hatespeech: Cybermobbing, das sich auf

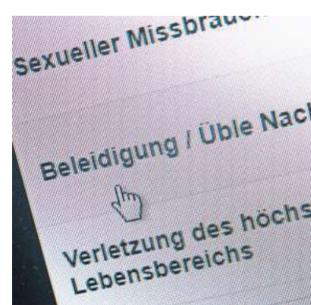
einzelne Personen beziehe. Politisch motivierte Hatespeech, in der sich gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, unter anderem gegen Ausländer oder Frauen, artikuliere. Und schließlich Shitstorms, die darauf abzielen, Personen zum Schweigen zu bringen und Meinungen zu unterdrücken. Auch gehe nicht jede Hatespeech von politisch motivierten „Glaubenskriegern“ aus. Es gebe auch viele „Trolle“, die schlicht Spaß daran hätten, andere zu Ärgern.

In Webinaren wollen Arp und andere Love-Storm-Trainer zunächst etwa 1500 Nutzer schulen – und zum Eintreten gegen Hass im Netz befähigen. Im Fokus stehen dabei laut Kunter weniger die Angreifer als die Angegriffenen und die Zuschauer. Diese gelte es zu stärken

und zu aktivieren, fasst Kunter den Ansatz zusammen. Ebenso wichtig: der Verzicht auf verbale Gewalt. „Wenn ich gegen den Angreifer pöbele, hilft das dem Angegriffenen ja nicht.“

Love-Storm rät deshalb zu strategischem Vorgehen: Je nachdem, was einem liege, sei es möglich verschiedene Rollen einzunehmen: So sei es möglich, auf Hatespeech mit positiven Beiträgen zu reagieren oder von guten Erfahrungen, beispielsweise mit Flüchtlingen, zu berichten. „Das Ziel ist es, nicht den Hass überwiegen zu lassen. Und das hilft, weil es die Stimmung verändert“, sagt Arp.

Auch könne jemand dem Störer Fakten entgegenhalten. „Den Hater kriege ich damit nicht, der hat eine Agenda“, sagt Arp zwar. Umso



Nicht immer ist Hetze im Netz strafbar – Love-Storm setzt deshalb auf digitale Zivilcourage.

FOTO: ANDREA WARNECKE/DPA

wichtiger sei es, die möglichen Zuschauer zu überzeugen, dass dort jemand Unsinn verbreite. Diese passi-

ven Nutzer könne man auch gezielt ansprechen, empfiehlt Arp.

Als weiteren Baustein rät sie, rigoros mögliche Meldesysteme von Seitenbetreibern und gegebenenfalls auch juristische Schritte zu erwägen. Screenshots anfertigen, Anzeigen erstatten – auch das gehöre zum Konzept von Love-Storm.

Wichtig sei es allerdings, nicht allein gegen Hatespeech anzutreten, so Arp. Gemeinsames Agieren funktioniere deutlich besser, zumal dann gleichzeitig mehrere Rollen eingenommen werden könnten. Die dafür nötige Vernetzung unterstützt Love-Storm: Auf der Homepage des vom Bundesfamilienministerium geförderten Projekts gibt es außer Webinaren auch ein Meldesystem, mit dem sich couragierte Internetnutzer gegenseitig alarmieren können.